

Alfred Huggenberger – Die Bauern von Steig

Kapitel 5: Erstes Kunstwerk

So gläubig wie Jakob Enz waren nun freilich nicht alle Leute auf der Steig, auch meine Altersgenossen nicht. Sie mochten zu Hause den Schneider Wui und sein närrisches Wesen oft bekritleln hören. So rief mir Kinspergers Hans einmal vor allen Schulkindern nach, ich gebe so wenig ein Maler, als ihr Stallknecht daheim. Ich hätte ja letzthin nicht einmal die leichte Vorlage von der Wandtafel abzeichnen können! Nur Käfer und Geissen brächte ich fertig. Der Mäck-Mäck-Schneider, der Wui, könne prahlen so viel er wolle.

Diese Spottworte bedeuteten für mich eine arge Kränkung, ja es kamen Tage schweren Zweifels für mich, den selbst das erneute Studium des Malerbuches nicht zu beseitigen vermochte. Wenn Hans recht hatte, wenn ich kein Maler werden konnte? Denn wirklich, in der Zeichenstunde war ich keiner von den ersten. Die einfältigsten Ornamente machten mir oft schwere Mühe. Spielend zeichnete ich das Wahrzeichen des Wirtshauses zur Ilge, den Aushängeschild mit den drei langgestielten Narzissen auf jeden Papierstreifen, der mir in die Hände kam. Aber eine einfache Schülervorlage, die auf Steifpapier gedruckt vor uns am Zählrahmen hing und die zwei schneckenförmig ineinander verschlungene Linien darstellte, wäre mir beinahe zum Verhängnis geworden. Als der Lehrer meinen Entwurf betrachtete, sagte er allen Ernstes: «Du, Gideon, wenn's mit dir nicht bessert, musst du im Zeichnen wieder mit der vierten Klasse machen.» In diesem entsetzlichen Augenblick nahm ich mir vor, die Malerpläne gänzlich fahren zu lassen.

Aber mein Pflegevater, dem ich mich in der höchsten Not anvertraute, hatte wenig Mühe, mich wieder auf andere Gedanken zu bringen. Wer es den Schulmeistern recht machen könne, an dem sei schon für immer Hopfen und Malz verloren. Und ein für allemal: mein Talent sei entdeckt, für das weitere werde der Schneider Jakob Enz sorgen. Wui. Um mir auch bei den Schulkindern mein Ansehen wieder zurückzugewinnen, fasste ich um jene Zeit den Gedanken ins Auge, die Kirche von Steig abzuzeichnen, und zwar heimlich vom Rebberg aus, da niemand darum wissen durfte. Es gelang mir, von Jakob Meili einige alte Zeichnungsblätter zu erhandeln, ich musste ihm für jedes Stück fünf Äpfel geben, die ich der Frau Rike zu diesem Zweck aus dem Vorkeller stahl.

Die ersten Versuche misslangen gänzlich: immer wenn ich auf einer Seite anfang, blieb mir zu wenig Raum auf dem Bogen. Ich zerriss die verunglückten Blätter in kleine Fetzen und steckte diese heimlich ins Herdfeuer. Zuletzt besiegte meine Geduld aber doch alle Hindernisse. Nachdem ich mich drei Sonntagnachmittage hindurch rechtschaffen gequält hatte, lag das Kunstwerk fertig vor mir da. Gewiss, wer die Kirche von Steig einmal gesehen, der musste sie hier sogleich erkennen. Zwar hatte ich den untern Teil des Turmes absichtlich etwas schlanker gemacht, als er in Wirklichkeit ist; die Leute von Trüb und Nehrbach pflegen uns Steigern spottweise vorzuhalten, wer um unseren Kirchturm herumgehen wolle, müsse für einen Tag Mundvorrat mitnehmen, und weil die Maurer den Turm unten zu dick gemacht hätten, seien ihnen die Steine zu früh ausgegangen und sie hätten auf halber Höhe kleiner anfangen müssen.

Viel Sorge und Arbeit hatte ich mit dem Dachwerk, denn es war mir mit dem besten Willen nicht gelungen, die Ziegelreihen zu zählen, so musste ich mich mit der ungefähren Schätzung behelfen. Dagegen waren an den hohen Bogenfenstern die runden Butzenscheiben mit peinlicher Sorgfalt eingezeichnet, und in der offenen Schalluke konnte man richtig die grösste der drei Glocken hängen sehen, sogar mit Gewichtsangabe.

Nicht ohne künstlerisches Selbstgefühl schrieb ich meinen Namen auf die rechte untere Ecke des Blattes und betrachtete dann mein Werk noch eine Zeitlang mit Befriedigung. Als ich mich umwandte, stand mein Pflegevater hinter mir. Er langte über meine Achsel hinweg langsam nach der Zeichnung, die ich bis jetzt vor ihm verborgen gehalten hatte. Mit Kennermiene musterte er sie lange, indem er das Blatt mit der einen Hand weit von sich weg hielt, während er mit der andern mechanisch die Brille herausholte und zurechtsetzte. Dabei kam ein grosser Stolz auf sein verschrumpftes Angesicht, der sich zuletzt in einem einzigen gedehnten «Soo!» Ausdruck verschaffte. Dann presste er die Lippen gleich wieder zusammen.

«Ssoo!», kam es nach einer Weile heftiger von seinen Lippen. «Nun haben wir's ja! Gott grüss die Kunst! Landschaftler! Wer jetzt noch zweifelt, der kann in einem vierspännigen Landauer sitzen und bleibt doch ein Kamel!» Er riss die zerknitterte Schirmmütze von seiner Glatze herunter. «Hut ab! Du bist ein Maler!»

Nach diesen Worten rannte er, das Blatt immer hoch vor sich her haltend, die Stiege hinunter und zum Hause hinaus. Ich folgte ihm in grosser Besorgnis, denn ich hatte Angst, er könnte zu Falle kommen, weil er ein wenig Wein im Kopf hatte. Dabei dachte ich freilich mehr an die Zeichnung als an den Schneider. Aber auf der Strasse wandte er sich gegen mich um und sagte bestimmt: «Halt da! Das ist nicht für dich! Geh in die Stube für ein Weilchen!»

Zu meiner Verwunderung kam er schon nach einer Viertelstunde mit dem Blatt zurück. Er legte es hin und setzte sich auf einen Stuhl, tat zwar immer noch ernst und grossartig, schwieg aber beharrlich.

Ich wagte keine Frage aus Furcht, er würde aufbrausen. Das machte ihn nun aber eben zornig. Nachdem er einige Minuten steif dagesessen, fuhr er mich heftig an: «Bub – geht dich das nichts an? Hä?»

Ich stand am Ofen und wusste nicht, was ich sagen sollte. Endlich fragte ich zaghaft: «Habt ihr die Zeichnung dem Lehrer gezeigt?»

Ein verächtlicher Zug legte sich um seinen Mund. «Mit *dem* habe ich das letzte Wort geredet deinetwegen! Der kann das Einmaleins auswendig, aber von Kunst versteht er nicht mehr, als eine Kuh von der französischen Grammatik. Es sei nicht perspektivisch richtig... Solche Ausdrücke zu gebrauchen einem jungen Anfänger gegenüber! Als ob denn so etwas perspektivisch richtig sein müsste! Und dann plapperte er noch etwas von „Brotberuf“, und dass die Kunst immer betteln gehen müsse! Als ob ich nicht mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört hätte, wie ein kleines Bild für fünfhundert Franken, sage und schreibe: für fünfhundert Franken vergantet wurde! Ein Bild, nicht grösser als dieses Blatt! Was gelten dann Bilder, die so gross sind wie ein Tisch? Oder wie diese Wand hier? Hä?» Damit war seine Anteilnahme an meinem ersten Kunstwerk für immer erloschen; es kümmerte sich auch sonst kein Mensch darum. Die Zeichnung meinen Mitschülern vorzuzeigen, unterliess ich wohlweislich. Doch setzte ich meine Versuche als Landschaftler in der nächsten Zeit fleissig fort, wenn auch nicht mit dem gewünschten Erfolg.